

Ein CARE-Paket für Goretti

Eine Geschichte des New-York-Times-Journalisten Nicholas D. Kristof



Der New-York-Times-Journalist Nicholas D. Kristof ist der 35-jährigen Goretti in Burundi begegnet und schreibt darüber, wie sie dank CARE nicht nur ein Einkommen, sondern auch Respekt in der Dorfgemeinschaft und von ihrem Ehemann erhielt.

Das nördliche Burundi gehört mit seiner üppigen Naturpracht zu den liebrendsten Flecken Afrikas: Vorspringende Bergflanken kauern über sattgrünen Feldern und vom Wind geschaukelten Kaffeebäumen. Das Klima ist hier angenehmer als im Tiefland, die Wohnhütten mit ihren Lehmmauern sind dünn gesät. Und doch ist diese Bilderbuchland-schaft die Heimat einiger der ärmsten Menschen auf der Erde, und zu den bedauernswertesten Geschöpfen unter diesen Ärmsten der Armen gehörte Goretti Nyabenda.

Goretti war im Großen und Ganzen eine Gefangene in ihrer eigenen Hütte, die aus roten Lehmziegeln errichtet war. Als Frau hat man hier jedes Mal, wenn man das Haus und Grundstück verlassen will, den Ehemann um Erlaubnis zu bitten. Gorettis Mann, ein mürrischer Bursche namens Bernard, gab die seine sehr ungern. Goretti war 35 Jahre alt und

Mutter von sechs Kindern, aber sie durfte nicht einmal allein auf den Markt gehen.

Bernard und Goretti bauten auf einer ausge-laugten Parzelle von 200 Ar Bananen, Cassava, Kartoffeln und Bohnen an und verdienten damit kaum genug zum Leben. Sie waren so arm, dass sie sich nicht einmal Moskitonetze für alle ihre Kinder leisten konnten, obwohl die Malaria in dieser Gegend viele Todesopfer fordert. Bernard verbringt typischerweise drei Abende die Woche in einer Bar und trinkt das dort gebraute Bananenbier, wofür er jedes Mal umgerechnet 1,50 Euro ausgibt. Seine Kneipenbesuche kosten die Familie 30 Prozent ihres verfügbaren Einkommens.

Goretti, die nie eine Schule von innen gesehen hatte, durfte selbst nichts einkaufen, durfte überhaupt kein Geld in die Hand nehmen. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie einen Geldschein

in den Fingern gehabt. Sie und Bernard pflegten zusammen zum Einkaufen auf den Markt zu gehen. Während Bernard den Verkäufern das Geld in die Hand drückte, durfte Goretti den Einkauf nach Hause tragen. Ihr Umgang mit Bernard beschränkte sich in der Hauptsache darauf, von ihm geschlagen zu werden. Dazwischen gab es gelegentlich Sex.

Als wir uns mit ihr unterhielten, saß sie auf einem Graspolster hinter ihrer Hütte. Die Sonne schien, aber die Luft war angenehm kühl und erfrischend, und ein Insektenchor untermalte ihre Erzählungen. Goretti trug ein braunes Strickhemd – irgendwelche Amerikaner hatten es für wohltätige Zwecke gespendet, und es hatte seinen Weg nach Zentralafrika gefunden – über einem farbenprächtigen gelben Wickelrock. Ihre Haare hielt sie sehr kurz, fast im Bürstenlook, weil es sich so leichter bändigen ließ. Sie runzelte die Stirn, als sie ihre damalige Stimmungslage beschrieb: „Ich war ein armer Teufel. Weil ich mich immer im Haus aufhielt, kannte ich keine anderen Leute und war ganz auf mich allein gestellt. Mein Mann sagte, die Frau hat die Pflicht, zu kochen, im Haus zu bleiben oder auf dem Feld zu arbeiten. So habe ich gelebt, und deshalb war ich verbittert und wütend.“

Eines Tages erzählte Gorettis Schwiegermutter ihr von einer Initiative, die CARE im Dorf gestartet hatte, die altehrwürdige US-amerikanische Hilfsorganisation, die ihre Aktivitäten zunehmend an den Bedürfnissen von Frauen und Mädchen ausrichtet. Elektrisiert fragte Goretti ihren Mann, ob sie zu einem der CARE-Treffen im Dorf gehen dürfe. „Nein“, sagte Bernard. Mit ihrem Schicksal hadernd, blieb sie zu Hause. Wenig später begann ihre Großmutter ihr vorzuschwärmen, was für tolle Sachen CARE machte, und der Wunsch, dabei zu sein, erwachte von Neuem. Goretti bearbeitete Bernard, aber er blieb bei seinem Nein. Dann, eines Tages, ging Goretti ohne seine Erlaubnis. Bernard reagierte erst wütend, doch Goretti hatte sich eigens die Mühe gemacht, das Abendessen vorher zuzubereiten und ihm alles recht zu machen.

Das von CARE ins Leben gerufene Programm arbeitet mit „Vereinen“, die jeweils rund 20 Frauen

als Mitglieder haben. Da Gorettis Großmutter und einige andere Frauen darauf brannten einzusteigen, gründete Goretti einen neuen CARE-Ortsverein. Die Mitglieder wählten sie prompt zur Vorsitzenden. In vielen dieser Vereine bündeln die Mitglieder ihre Kräfte, bearbeiten an einem Tag das Feld einer Familie und am nächsten Tag das einer anderen. Nicht lange, und 20 Frauen erschienen auf Gorettis Parzelle und erledigten die gesamte anstehende Feldarbeit an einem einzigen Tag.

„Als mein Mann das sah, war er sehr glücklich“, sagte Goretti spitzbübisch. „Er sagte: ‚Diese Gruppe ist wirklich gut.‘ Und so ließ er mich weitermachen.“

Jede Frau bringt zu jeder Zusammenkunft den Gegenwert von 10 Cent mit. Das Geld wird zusammengeworfen und einem der Mitglieder als Darlehen gegeben; die Betreffende muss es in eine Geschäftsidee investieren und es in der Folge verzinst zurückzahlen. Im Grunde läuft die Sache darauf hinaus, dass die Frauen eine eigene kleine Bank aufbauen. Goretti lieh sich 1,50 Euro und kaufte von dem Geld Düngemittel für ihren Garten. Es war das erste Mal, dass sie mit Geld hantierte. Der Dünger verhalf ihr zu einer hervorragenden Kartoffelernte, und der Verkauf der Kartoffeln auf dem Markt brachte ihr 5 Euro ein. So konnte Goretti nach nur drei Monaten ihren Kredit zurückzahlen (einschließlich der Zinsen waren es jetzt knapp 2 Euro); eine andere Frau erhielt dann dieses Kapital als Darlehen.

Goretti, die von ihrem Kartoffelreibach noch Geld übrig hatte, kaufte für 3,15 Euro Bananen und braute daraus Bananenbier, das sich auf dem Markt sehr gut verkaufte. Sie beschloss daraufhin, einen Kleinbetrieb zu gründen, dessen Geschäftszweck die Herstellung und der Verkauf von Bananenbier war.

Als Goretti wieder mit einem Kredit aus der Vereinsbank an die Reihe kam, nahm sie erneut 1,50 Euro auf, um ihr Biergeschäft auszubauen; den Gewinn verwendete sie auf den Kauf einer trächtigen Ziege. Die Ziege brachte ihr Junges einen Monat später zur Welt, sodass Goretti von da an Besit-

zerin zweier Ziegen sowie einer Bierbrauerei war. (Abends holt sie ihre Ziegen in die Hütte, damit niemand sie stehlen kann.)

Bernard wirft sehnsüchtige Blicke auf Gorettis in Einweckgläsern aufgereihtes Bananenbier, aber sie wacht streng darüber, dass er es nicht anrührt – es ist zum Verkauf bestimmt, nicht zum Verbrauch. Seit Goretti Geld für den Hausstand verdient, beherrscht Bernard sich zähneknirschend. Gorettis Ansehen stieg, als Bernard an Malaria erkrankte und in der Klinik behandelt werden musste. Goretti zahlte die Krankenhausrechnung mit Geld aus ihrem Bierverkauf und einem zusätzlichen Darlehen ihres CARE-Ortsvereins.

„Bernard lässt mich jetzt machen“, sagt Goretti. „Er sieht, dass ich etwas hinkriege, und so fragt er mich sogar um meine Meinung. Er sieht, dass ich etwas zustande bringe.“ Die Vereinsmitglieder nutzen ihre Treffen nicht zuletzt, um Tipps auszutauschen, wie man den Ehemann um den Finger wickelt, wie man Nutztiere aufzieht und züchtet, wie familiäre Konflikte beigelegt werden können und wie man sich geschäftlich selbstständig macht. Krankenschwestern halten Gastvorträge über Gesundheitsvorsorge, bringen den Frauen bei, wann sie ihre Kinder zum Impfen bringen sollen, erklären ihnen, wie man sexuell übertragene Krankheiten erkennt und wie man eine HIV-Ansteckung vermeidet. Die Frauen erhielten auch Gelegenheit, sich auf HIV testen zu lassen. Bei Goretti fiel der Test negativ aus.

„Früher litten einige Frauen hier an sexuell übertragenen Krankheiten, wussten es aber nicht“, sagt Goretti. „Jetzt sind sie geheilt. Ich bekam Spritzen zur Verhütung, und wenn ich das früher gekannt hätte, hätte ich keine sechs Kinder. Vielleicht nur drei. Aber wenn ich gar nicht zu der Gruppe gegangen wäre, hätte ich zehn Kinder gewollt.“ Bei den CARE-Zusammenkünften wird den Frauen auch eingeschärft, dass sie zur Entbindung in eine Klinik gehen und die Neugeborenen anmelden sollen, damit sie gültige Papiere bekommen. Ein großes Problem für Mädchen in vielen Ländern besteht darin, dass sie nie einen

Geburtsschein oder ein anderes Ausweisdokument ausgestellt bekommen haben, sodass sie aus der Sicht der Behörden gar nicht existieren und damit auch nicht berechtigt sind, staatliche Hilfen zu erhalten. In der Entwicklungshilfegemeinde gewinnt die Auffassung an Boden, ein System nationaler Personalausweise, einigermaßen fälschungssicher, könne mithelfen, Mädchen vor Menschenhändlern zu schützen, und ihnen den Zugang zu ärztlicher Betreuung erleichtern.

Wichtiger als alles andere ist, dass die in dem CARE-Programm vertretenen Frauen lernen, dass anständiges Verhalten für eine Frau nicht heißen muss, brav und fügsam zu sein, sondern dass sie sich bei den Zusammenkünften aktiv einbringen und eine dezidierte Meinung vertreten kann. „Unsere Kultur war eine, in der Frauen nicht sprechen konnten“, sagte Goretti. „Wir hatten eine Redensart: ‚Eine Henne kann nicht vor einem Hahn das Wort ergreifen.‘ Aber jetzt können wir unsere Meinung sagen. Wir sind ein Teil der Gemeinschaft.“ Viele der Frauen, auch Goretti, besuchen dank CARE spezielle Lese- und Schreibkurse. Goretti schrieb uns mühsam ihren Namen auf, um uns zu zeigen, dass sie es konnte. Die Männer hier im Norden Burundis neigen dazu, alle ihre Kräfte auf die große lokale Exportfrucht zu konzentrieren, die Kaffeebohne – entweder sie bauen sie selbst an, oder sie arbeiten als Lohnkräfte auf den Plantagen. Nach Abschluss der Ernte nehmen viele Männer traditionell das gute Geld, das sie verdient haben, um sich eine, wie sie es nennen, Zweitfrau zu nehmen – eine Mätresse, die oft noch im Teenageralter ist und bei ihnen bleibt, bis das Geld zur Neige geht. Die Zweitfrauen werden für ihre Liebedienste mit Kleidern und Schmuck entlohnt; sie sind eine große Belastung für das Familienbudget und eine Einfallstraße für Aids. Die vom CARE-Programm aktivierten Frauen bemühen sich jetzt, diese Tradition auszumerzen. Wenn immer der Mann von einer von ihnen sich anschickt, eine Zweitfrau zu nehmen, rotten sich die anderen Frauen der Gruppe zu einer Art weiblicher Bürgerwehr zusammen und vertreiben die Mätresse. Manchmal suchen sie den

betreffenden Mann sogar auf und erklären ihm, sie hätten ihn zu einer Geldstrafe von etwa 7 Euro verurteilt. Wenn sie bestimmt genug auftreten, zahlt er manchmal die Strafe, und das Geld wandert in die Vereinskasse.

Wie sehr die Zeiten sich geändert haben, zeigt sich daran, dass Bernard jetzt zu Goretti kommt, wenn er Geld braucht. „Ich gebe ihm nicht immer welches, weil wir sparen müssen“, sagt sie. „Aber manchmal gebe ich ihm etwas. Er hat mir erlaubt, in die Gruppe einzutreten, und das hat mir Freude bereitet, und deshalb möchte ich, dass auch er die Chance hat, etwas zu tun, das ihm Freude macht.“ Goretti fragt Bernard schon lange nicht mehr um Erlaubnis, wenn sie aus dem Haus geht. „Ich sage ihm Bescheid, wenn ich weggehe“, erklärt sie. „Aber ich informiere ihn nur und frage ihn nicht.“ Goretti schmiedet Pläne für eine weitere Vergrößerung ihres Familienbetriebs. Sie möchte Ziegen züchten und verkaufen, daneben aber weiterhin ihr Bier vermarkten. Noch immer kann jede Menge schiefgehen: Bernard könnte eifersüchtig werden und sein Mütchen an ihr kühlen. Raubtiere könnten ihre Ziegen reißen; eine Dürre könnte ihre Feldfrüchte verdorren und sie auf einem Schuldenberg sitzen lassen. Die anhaltende Instabilität in Burundi könnte dazu führen, dass bewaffnete Marodeure ihre Felder plündern. Und das Bier, das sie in immer größeren Mengen braut, hilft vielleicht mit, immer mehr einheimische Männer zu Trunkenbolden zu machen. Dieses ländliche Mikrofinanzierungsmodell kann Familien helfen, aber es stößt an Grenzen.

Aber so weit, so gut – zumal das Programm preiswert ist. Es kostet CARE über die dreijährige Projektdauer hinweg umgerechnet weniger als 75 Euro pro teilnehmender Frau. (Goretti wird nach den drei Jahren verabschiedet werden, und das Projekt wird in einer anderen Region von vorne beginnen.) Umgerechnet kostet es einen Spender also knapp 50 Cent die Woche, Goretti zu unterstützen. Das Projekt hat nicht nur ihr Leben zum Besseren gewendet, sondern auch ihrem Land Burundi eine zusätzliche Beiträgerin zu seinem Bruttoinlands-

produkt beschert. Damit nicht genug, haben jetzt Gorettis Kinder Geld für Stifte und Schreibhefte, was gut für ihre Schulbildung ist – und sie haben ein Vorbild dafür, was eine burundische Frau aus sich machen kann.

„Sie hat sich verändert“, sagte Pascasie, Gorettis älteste Tochter, die in die sechste Klasse geht. „Sie kann jetzt, wenn Papa nicht zu Hause ist, auf den Markt gehen und uns Sachen kaufen, die wir brauchen.“

Was Bernard betrifft, so hatte er große Bedenken, sich interviewen zu lassen, vielleicht in dem Wissen, dass für ihn die am wenigsten schmeichelhafte Rolle in dem Familiendrama abfallen würde. Aber nach ein bisschen Small Talk über die Bananenpreise gestand er ein, dass er mit einer Partnerin glücklicher ist, als er es zuvor mit einer Dienerin war. „Ich sehe, wie meine Frau jetzt Geld verdient und Bargeld ins Haus bringt“, sagte er. „Ich habe jetzt mehr Respekt vor ihr.“

Es ist möglich, dass Bernard uns nur das sagte, was wir hören wollten. Aber Goretti hat sich inzwischen den Ruf einer Ehemanndompteurin erworben, und als solche ist sie zunehmend gefragt. „Wenn jetzt in der Nachbarschaft ein Konflikt entsteht, fragt man mich um Rat“, erzählte sie uns stolz. Sie fügte hinzu, sie wolle sich künftig noch aktiver in Gemeinschaftsprojekte einschalten und an mehr Dorfversammlungen teilnehmen. Bernard hörte zu und schien konsterniert, aber Goretti ließ sich nicht beirren.

„Früher habe ich mich unterschätzt“, sagt sie. „Ich traute mich nicht, irgendetwas zu irgendjemandem zu sagen. Jetzt weiß ich, dass ich gute Ideen habe, und sage den Leuten, was ich denke.“



Der abgedruckte Text ist ein Auszug aus dem Buch „Die Hälfte des Himmels“ von Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn. Das Buch ist im Verlag C.H.Beck erschienen.